

Zeitschrift: Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

Herausgeber: Verein kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

Band: 17 (1910)

Heft: 9

Artikel: Ueber den schriftlichen Ausdruck

Autor: Schmid, A.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-526186>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pädagogische Blätter.

Vereinigung des „Schweizer. Erziehungsfreundes“ und der „Pädag. Monatsschrift“.

Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz
und des schweizerischen katholischen Erziehungsvereins.

Einsiedeln, 4. März 1910. || Nr. 9 || 17. Jahrgang.

Redaktionskommission:

h. Rector Kaiser, Erziehungsrat, Zug, Präsident; die h. Seminar-Direktoren Wilh. Schnyder Hitzkirch und Paul Diebolder, Rickenbach (Schwyz), Herr Lehrer Jos. Müller, Gossau (St. Gallen) und Herr Clemens Frei zum „Storchen“, Einsiedeln.

Einsendungen sind an letzteren, als den Chef-Redaktor, zu richten,
Inservat-Aufträge aber an h. Haasenstein & Vogler in Luzern.

Abonnement:

Erscheint wöchentlich einmal und kostet jährlich Fr. 4.50 mit Portozulage.
Bestellungen bei den Verlegern: Eberle & Rickenbach, Verlagshandlung Einsiedeln.

Inhalt: Über den schriftlichen Ausdruck. — Knappe schulpolitische Umschau. — Inhalt größerer und kleinerer Zeitschriften. — Korrespondenzen aus Kantonen und Ausland. — Pädagogische Chronik. — Literatur. — Achtung. — Inservate. —

Über den schriftlichen Ausdruck.

Von Aug. Schmid, Flawil.

Vor Jahren schrieb mir einmal ein Inspektor im Visitationsberichte, bei einzelnen Schülern sei die Stilistik auch gar zu schlicht. Ich sah dies für ein großes Lob an, wiewohl es nicht so gemeint war, und nahm mir vor, meinen Deutschunterricht so zu gestalten, daß ich dieses Lob in Zukunft wieder verdiente. Und wirklich meine Bemühungen hatten Erfolg: Im nächsten Berichte war zu lesen, es stehe schlimm in stilistischer Hinsicht, indem verschiedene Schüler selbst im Examenaufsäckchen sich nicht über die vulgäre Redeweise des Alltagslebens zu erheben vermöchten. Und im dritten Berichte hieß es, die Ausdrucksweise sei oft recht vulgär.

Dieses Erlebnis gibt mir einen willkommenen Anknüpfungspunkt für meine Betrachtung. Es zeigt mir, wie verschieden man über den sprachlichen Ausdruck im allgemeinen und über denjenigen der Schüler im besondern denken kann.

Im Deutschunterricht geben die vielen Verstöße gegen Orthographie und Grammatik dem Lehrer bekanntlich sehr viel zu schaffen. Die Fehler dieser Art liegen gewissermaßen an der Oberfläche, sie fallen sofort auf. Und da sie in so großer Menge vorkommen, so kann der Lehrer leicht vergessen, seine besondere Aufmerksamkeit auch noch auf die eigentliche Ausdrucksfähigkeit, auf den Stil zu richten. Soweit bloß Grammatik und Orthographie inbetracht kommen, kann man, einige wenige Spezialfälle ausgenommen, stets schnell sagen, etwas sei richtig oder falsch. Bei den eigentlichen Stilfehlern ist die Sache aber nicht so leicht. Es handelt sich dabei nicht darum, ob etwas richtig oder falsch, sondern ob es schön oder nicht schön, ob es klar, geschmackvoll, passend sei oder nicht. Bei der Beurteilung solcher Ausdrücke kann man sich nicht an strenge Regeln oder gar an ein alphabetisches Verzeichnis halten, sondern die Beurteilung ist wesentlich Sache des Gefühls und zwar nicht bloß des Sprachgefühls in engem Sinne.

Fehler dieser Art waren mir stets sehr peinlich. Ich und meine Korrigierseder sind in dieser Hinsicht äußerst empfindlich. Schon oft habe ich mir Vorwürfe gemacht, besonders wenn einzelne Hefte nach der Korrektur auch gar zu rot aussahen. Jedenfalls würde ich nicht den Beifall jener Pädagogen finden, die behaupten, jeder rote Strich sei ein Dolchstich in das Herz des Kindes, man solle nicht an der Sprache des Schülers herumnörgeln; denn jedes Kind sei sozusagen ein Genie.

Nebenrings haben diese Fanatiker nach meiner Ansicht wenigstens teilweise Recht. Wenn es sich um Verstöße handelt, die im kindlichen Wesen des Schülers begründet sind, so ist ohne Zweifel Nachsicht sehr am Platze, und man tut gut, nicht allzu streng zu sein. Der Knabe ist kein Mann und hat weder die Sprache noch die Denkart des Mannes. Eigentümlichkeiten, die im kindlichen Wesen begründet sind, werden verschwinden, wenn dieses kindliche Wesen selbst aufhört. Fehler dieser Art regen mich gar nicht auf. Schlimmer aber steht es mit jenen Fehlern, die durchaus nicht dem kindlichen Wesen zugeschrieben sind, sondern die daher kommen, daß der Schüler allerlei Stilkünste treiben will, denen er durchaus nicht gewachsen ist. Diese Fehler werden nicht von selbst wieder verschwinden, im Gegenteil wird die Sache später nur noch schlimmer.

Ein Mann, der sich auf die Sprache verstand, hat gesagt *Le style c'est l'homme*. Dies ist sehr wahr, und doch begreifen es die wenigsten. Viele glauben, man könne einen guten Stil lernen, wie man das Einmaleins lernt. Sie vergessen, daß der Stil etwas durchaus Persönliches ist, was vom Einmaleins nicht gesagt werden kann. Bei den meisten

Menschen kann von Stil überhaupt nicht die Rede sein. Solange die rein technischen Sprachschwierigkeiten noch zu schaffen geben, kann man von einer Kunst des Ausdrucks nicht sprechen. Die meisten müssen sich ihr ganzes Leben lang mit einer allgemeinen, unpersönlichen Ausdrucksweise begnügen. Wie z. B. die Bündholzschachteln, die aus der nämlichen Fabrik kommen, alle mehr oder weniger einander ähnlich sind, so gleichen sich auch all' diese Leute in ihrer Ausdrucksweise. Und es ist gut so. Viele wollen nun über diese gewöhnliche Schreibweise hinausgehen, und dabei geraten sie recht eigentlich vom Regen in die Traufe. Sie wollen sich einen eigenen, persönlichen Stil schaffen, wollen originell sein, haben aber das Zeug nicht dazu. Die größten Meister des Stils schrieben nicht von Anfang an in vollendeter Form. In den Schülerjahren machten sich die ersten Anläufe zu einem persönlichen Stil bemerkbar, manchmal auch erst später. Ich freue mich jedesmal, wenn ich bei einem Schüler der obersten Klasse gewisse Spuren eines solchen eigenen Stils entdecke. Das ist allerdings eine sehr seltene Erscheinung. Hingegen kommt es ungemein oft vor, daß Schüler ihre schriftlichen Arbeiten mit allerlei sprachlichem Kramskram garnieren, den sie wer weiß wo aufgelesen haben. Indem sie sich bestreben, originell zu sein, verfallen sie in den Fehler, ihre Aufsätze mit abgedroschenen Redensarten, mit Gemeinplätzen, allerlei Redeblumen und Redeblüümchen zu schmücken. Ihr Stil soll nicht gewöhnlich, nicht alltäglich sein, dafür wird er ordinär, ja vulgär im schlimmsten Sinne. Anstatt daß die Sprache originell und elegant wird, ist sie schwülstig, unklar oder sogar unverständlich, auf alle Fälle aber geschmacklos. Sie wollen sich recht schön ausdrücken, beherrschen aber die Sache nicht, und so schreiben sie oft etwas ganz anderes, als was sie hatten sagen wollen. Viele Leute, besonders die „Verfasser“ dieser Dinge, haben allerdings ihre große Freude daran; ich habe es aber stets als eine meiner ersten Pflichten betrachtet, im Unterrichte derartige vermeintliche Stilschönheiten zu verhindern. Wenn kein anderes Mittel hilft, so führt gewöhnlich der Spott am besten zum Ziel.

Wenn man Briefe oder sonstige schriftliche Arbeiten von ungebildeten Leuten liest, so findet man darin oft sentimentale Stellen, ja manchmal sogar solche, die in geschlechtlichem Sinne zweideutig sind. Die Leute haben es aber durchaus nicht so gemeint, sie sind so nüchtern als möglich und verkörpern die Tugendhaftigkeit selber. Aber die Sprache ist mit ihnen davon gegangen, sie wußten nicht, was sie taten.

Man denke einmal an all' die Gemeinplätze. Welcher Leser hat schon einmal das Vergnügen gehabt, im letzten Bataillon einer langen

Marschkolonne über einen Rasenplatz zu marschieren? Mehrere Regimenter Infanterie und Artillerie, vielleicht auch Kavallerie sind vorausgegangen. Wie schön sah am frühen Morgen die taubeneckte Waldwiese aus. Nur mit Widerwillen gehorchten die vordersten dem Befehle des Offiziers, als dieser sie in die Wiese einschwenken ließ. Das schöne Gras tat ihnen leid. Und nun kommt der lange Zug; Regiment auf Regiment stampft in festem Taktsschritte über die Wiese; die schweren Kanonen und Fuhrwerke graben tiefe Furchen in die Erde. Endlich kommt das letzte Bataillon. Aber wie sieht die schöne Wiese aus! Die Soldaten haben Mühe, ihre Schuhe aus dem Schmutz zu retten. Alles ist ein schmutziger, klebiger Brei. So sieht der Platz aus, über den Tausende geschritten sind. So sehen auch die sprachlichen Gemeinplätze aus, die von Tausenden betreten worden sind. Wenigstens erinnern mich solche verbrauchte Redensarten stets an jenes zu einem widerlichen Brei zusammengetretene Gras. Ein Meister der Sprache hat vielleicht ein schönes Wort geprägt, ein schönes Bild geschaffen, und nun kommen sie noch, all' die Schreiber und Schreiberlein, zuletzt sogar die Schüler, und das Unheil ist geschehen. Es gibt Leute, die nie fühlen, daß es auch einmal genug sein könnte. Das sind die Leute, die um jeden Preis ihren Stil schmücken wollen. So glauben sie sich über die vulgäre Ausdrucksweise hinwegzusehen. Ein solcher Sprachkünstler denkt im geheimen: So, jetzt habe ich wieder einen halben Meter weit geschrieben, jetzt muß wieder einmal etwas Schönes kommen.

Zu einem guten Stil gehört mehr als soviel. Und wenn sogar alle dreißig Centimeter eine schöne Stelle kommt, so ist die Sprache eben doch vulgär, ja manchmal nur um so vulgärer. Man sehe bei einem Meister der Prosa nach. Nehmen wir Lessing oder Schopenhauer. Da ist der Stil durch und durch persönlich. Die Stilschönheiten sind nicht beliebig eingestreut, wenn es dem Schriftsteller schien, es wäre nun wieder einmal Zeit. Aber viele mengen ihre schönen Stellen in den Text hinein, wie der Bäcker die Rosinchen in den Teig des Maisbrotes knetet oder wie er dem aus Brot gebackenen Mann die Wachholderbeeren in den Bauch eindrückt. Es ist eben eine Garnitur, die nicht organisch mit dem Ganzen verbunden ist.

Sehr oft hat diese Stildekoration zur Folge, daß der Sprachkünstler etwas ganz anderes sagt, als er eigentlich hatte sagen wollen. Er denkt sich etwas in vulgärer Form, nun findet er aber, es sei Zeit, wieder eine schöne Stelle anzubringen. Und richtig, es gelingt ihm. Dabei übersieht er aber, daß er nicht nur die Sache, die er sich gedacht hat, anders ausdrückt, sondern daß er etwas ganz anderes sagt. Denken wir

einmal, jemand wolle sagen: „Herr Müller erteilt an der Schule den Rechnungsunterricht.“ Nun will er sich aber schön ausdrücken, und er sagt:

„Herr Müller ist ein Mann der Zahlen.“

Das ist allerdings in einem gewissen Sinne wahr. Da Herr Müller den Rechnungsunterricht erteilt, hat er ohne Zweifel mehr mit Zahlen zu tun, als z. B. sein Kollege, der Sprachlehrer. Mit dem Ausdruck ein „Mann der Zahlen“ wird aber eine gewisse geistige Eigenschaft des Herrn Müller gekennzeichnet, ja sogar seine moralische Beschaffenheit wird leise gestreift. Ebenso unpassend wäre es natürlich, wenn man von seinem Kollegen, Herrn Huber, der an der Volksschule Sprache und Geschichte unterrichtet, sagen wollte:

„Herr Huber vertritt in der Schule das Gebiet der Philologie.“

Fehler dieser zweiten Art sind besonders gefährlich. Bekanntlich gibt es Leute, die sich gern in Superlativen ausdrücken. Wenn beim Essen ein Tropfen Brühe auf das Kleid fällt, so ist es schrecklich, wenn nicht gar gräßlich. So gibt es Leute, die sich gern großartig, erhaben ausdrücken. Indem sie recht gewichtige Ausdrücke in den Mund oder in die Feder nehmen, glauben sie selber an Ansehen zu gewinnen. Tatsächlich stellen sie sich aber nur bloß; sie zeigen, daß sie in Wirklichkeit nicht zwischen etwas Großem und etwas Kleinem, zwischen etwas Bedeutendem und etwas Unbedeutendem zu unterscheiden wissen. Auch die Schüler ahnen derartige Uebertreibungen gerne nach und glauben sich damit eine gewisse Wichtigkeit zu verschaffen. Das besonders schlimme solcher Uebertreibungen liegt nun aber nicht darin, daß die Betreffenden sich bloßstellen, sondern solche Leute sind recht gefährliche Sprachverderber; sie schaden der Sprache in bedenklicher Weise, und das ist schlimm. Wenn man für alltägliche, triviale Dinge — die höchsten, erhabensten Ausdrücke verwendet, wie soll man sich alsdann ausdrücken, wenn man wirklich einmal von etwas Großem, Bedeutendem zu sprechen hat?! Dann sind die Ausdrücke, die man anwenden sollte, schon lange gebraucht und abgenutzt. Diese Pfuscher rauben der Sprache sowohl ihre Feinheit als ihre Prägnanz. Wenn eine Frau das Rasiermesser ihres Mannes braucht, um Holzspäne zu schneiden oder gar, um Zucker zu zerschlagen, womit soll sich der Mann dann noch rasieren?

Die Inkongruenz zwischen der Sprache und dem Stoffe hat übrigens auch ihre komische Seite. Dieser Umstand ist in der Literatur schon oft ausgenützt worden. Man denke an den Froschmäusekrieg oder an den Lutrin von Voltaire. In diesem komischen Epos wird erzählt, wie ein altes, schon lange nicht mehr gebrauchtes Pult aus

einer Ecke in eine andere geschafft werden sollte. Zu diesem Zwecke wird der ganze Olymp in Bewegung gesetzt, und alles wird im hochtrabendsten Stil erzählt. Je kleinlicher der Gegenstand und je großartiger die Sprache und der ganze Apparat, desto stärker ist die komische Wirkung. Viele Schüler und andere Stilkünstler erzielen nun auch, freilich unabsichtlich, solche komische Effekte. Man denke einmal, der Käfer Langenthaler habe eine kleine Neuerung im Käseefsalzen erfunden. Nun berichtet der Reporter Herr Beilenjäger darüber in einer Zeitung folgendermaßen an:

„Herr Langenthaler vertritt die neueste Phase in der Entwicklung der Kunst des modernen Käseefsalzens.“

Wäre dies nicht allerliebst ausgedrückt?

(Schluß folgt.)

○ — Knappe schulpolitische Umschau. —

Der kath. Schulkongress in Paris dauerte mehrere Tage. Er stand unter der weitsichtigen Leitung des hochw. Herrn Erzbischofes Amette von Paris. An der Schlussitzung (16. Febr.) beteiligten sich alle Lehrer und Lehrerinnen der kath. Schulen, total zu 1000 Lehrpersonen. Als Beratungsgegenstände kamen zur Behandlung:

1. Die nicht genügende Rekrutierung neuer Lehrkräfte für die kath. Privatschulen. 2. Die von den Bischöfen verbotenen Schulbücher. 3. Frequenz der kath. Schulen in Paris und die zu ihrem Unterhalt nötigen Ausgaben. 4. Die Verbände der Familienväter. 5. Der Religionsunterricht in den freien Schulen und der für die Schüler der neutralen Staatschule. 6. Die kath. Handels- und Fachschulen. 7. Verbände ehemaliger Schüler der freien Schulen. —

Als Beschlüsse registrieren wir:

1. Notwendigkeit größerer Opfer der Katholiken für die Besoldung der Lehrkräfte. Was der Staat seinen Lehrkräften bietet, müssen wir auch den unsrigen bieten, dann können junge Lehrer kath. Richtung herangeführt werden (Referent Abbé Richard.) Dieselbe These wurde auch für die Lehrerinnen einstimmig angenommen. —

2. Einwirkung auf die Kinderwelt durch illustrierte Zeitschriften modernen Charakters, in denen die christliche Moral nicht aufdringlich verkündigt wird, um so ein Gegengewicht gegen schlechte Publikationen auf diesem Gebiete zu schaffen. (Referent: Erzbischof Amette.)

3. Die kathol. Schulen sollen, koste es, was es wolle, auch mit Schulkantinen ausgestattet, und für die armen Eltern soll das Schulgeld durch milde Gaben aufgebracht werden. (Referent: Abbé Aubert). —

4. Es soll der Staat veranlaßt werden, die Unterrichtsgelder auf gerechte Weise zwischen staatlichen und freien Schulen zu verteilen. (Referent: Abbé Jouin.) —

5. Der Katechismus ist einer Revision zu unterziehen und zwar